



Nick Baker

Wild leben!

Unser Weg zurück
zur Natur



wbg THEISS

de Tierarten, die sich zweifellos dieses Atoll auf der A9 mit ihnen teilen, aber im Augenblick unsichtbar bleiben. Sie sind in Sicherheit vor Räufern und haben alle Annehmlichkeiten, die sich ein nistender Austernfischer oder ein Kaninchen wünschen könnte, bis sie fortmüssen, und das werden sie eines Tages.

Zuerst schien mir diese Szene wie ein Sinnbild für die zurückschlagende Natur, für das Leben, das sich immer durchsetzt. Aber nicht weit entfernt, in den Glens und Straths, durchleben Austernfischer genau wie dieser gerade denselben Lebenszyklus. Das war kein Beispiel dafür, wie Vögel in unsere Nähe gezogen sind, sondern eher dafür, wie wir uns in ihren Lebensraum gedrängt, unser Leben über ihres gestülpt haben ohne Rücksicht auf ihre Bedürfnisse. Wir hatten blind immer weitergemacht, immer weiter Asphalt verlegt, der sich ausdehnte und ausbreitete, bis er die ganze Landschaft bedeckte.

Es schien unvereinbar und unbequem: ein Tier aus wilden, windzerzausten Weiten, umtost vom Luftzug der LKW, von Staub und Dieseldämpfen. Doch auch wenn mich dieses Bild wegen der extremen Gegenüberstellung seiner Elemente traf wie ein Faustschlag, war das Ergreifende daran das, woran es mich erinnerte: Natur neben, aber getrennt von der Zivilisation.

Ein ähnliches Szenario offenbart sich überall auf dem Land und im Übrigen auch überall auf der Welt.

Während der Austernfischer und die Kaninchen im Augenblick zufrieden waren, in Sicherheit in ihrem, wenn auch lauten, Zufluchtsort, beunruhigte mich der Gedanke daran, was passieren würde, wenn die tapsigen Küken schlüpfen und begannen umherzutaumeln, oder wenn die Kaninchen, nachdem sie sich arttypisch vermehrt hatten, sich verteilen mussten. Was auf dieser Verkehrsinsel passierte, war eine Miniversion davon, wie die meisten Naturschutzgebiete funktionieren (oder auch nicht). Eine parzellisierte Idylle, ein umzäuntes, abgeschottetes

Fragment dessen, wie es früher in der gesamten Umgebung war. Etwas zu „konservieren“ bedeutet, es im selben Zustand zu erhalten, etwas Erwünschtes zu bewahren, wie Konfitüre in einem Schraubglas. Aber während ein zuckerhaltiges Mus aus Früchten unbegrenzt lange konserviert im Regal stehen kann, funktioniert das mit der Natur nicht so einfach.

Der bewahrende, konservative Naturschutz wird seit seiner Entstehung im 18. und 19. Jahrhundert hauptsächlich als Unterteilung der Landschaft verstanden, ein verzweifelter Griff nach Landstücken, um rasch verschwindende Lebensräume und die darin enthaltenen Arten festzuhalten.

Über 99 Prozent ihrer Existenz als Art waren die Menschen Jäger und Sammler, nomadische Affen mit einem großen Kopf. Einem großen Kopf auf einem Körper, der sich letztendlich niederlassen und weniger seinem Abendessen hinterherlaufen wollte.

Vor rund zehntausend Jahren dann begann jemand mit dem, was wir Landwirtschaft nennen – ein Verfahren, durch das sich die ermüdende Notwendigkeit abschaffen ließ, andere Lebewesen zu jagen.

Seitdem geht es uns als Art gut. Nahrung zu finden, ist nun vorhersagbarer, einfacher. Wir haben die Lebewesen eingezäunt, die wir essen wollen, und sie am Weglaufen gehindert, damit wir sie nicht mehr energiezehrend verfolgen müssen. Ebenso haben wir Methoden entwickelt, die Pflanzen wachsen zu lassen und zu kultivieren, die wir neben die Lebewesen auf den Teller legen wollen.

Dieser Ehrgeiz, uns das Leben leichter zu machen, ist ein wenig zur Besessenheit geworden, dank der wir die Natur kontrollieren, manipulieren und formen, damit sie unsere Bedürfnisse erfüllt. Uns von der Wildnis und unserem natürlichen öko-

logischen Zustand zu distanzieren, ist zum menschlichen Fortschrittsmodell geworden. Das Verfahren der Landwirtschaft, mit dem wir erstmals im Fruchtbaren Halbmond im alten Mesopotamien experimentierten, hat es uns ermöglicht, sesshaft zu werden und irgendwann schließlich Städte und Kulturen zu erschaffen. Das wiederum verschaffte uns reichlich Zeit, nachzudenken und neue Dinge zu entwerfen, die uns das Leben noch einfacher machten und durch die wir andere Probleme überwinden konnten, die wir zwangsläufig selbst erschaffen haben. Bald folgten die Kanalisierung von Wasser, Handelsnetzwerke, Straßen und Boote. Dieser Prozess der Kontrolle und Ausbeutung für unsere eigenen Bedürfnisse setzte sich ununterbrochen bis in den ersten Teil des 19. Jahrhunderts fort. Wir haben uns ausgebreitet wie eine Plage. Wo wir früher zwischen den Bäumen hindurchschlüpfen und uns lautlos durch das Gras bewegten, suchen wir nun nach Herrschaft; wir haben die Bäume versetzt und entfernt, sind über ganze Ökosysteme getrampelt und haben sie zerstört, während wir zum Schaden fast aller anderen Arten und der Lebensräume, die sie brauchen, die Welt nach unseren eigenen Bedürfnissen umgestaltet haben.

Es gab jedoch einige, die diesen Landverbrauch klugerweise infrage stellten, und so entstand eine Gegenkultur. 1821 baute der englische Exzentriker Charles Waterton für 9.000 Pfund eine fünf Kilometer lange, drei Meter hohe Mauer um sein Anwesen Walton Hall in Yorkshire, um die wilden Vögel und andere Wildtiere, die ihm am Herzen lagen, vor den Aktivitäten der Wilderer zu schützen. Damit schuf er unwissentlich das erste Naturschutzgebiet (dieser Vordenker wird auch als Erfinder des Vogelhäuschens genannt). Kurz darauf unterschrieb Präsident Grant auf der anderen Seite des Atlantiks 1872 eine Verfügung für den ersten Nationalpark; Yellowstone wurde gegründet, um seine einzigartigen geologischen, geothermalen und landschaft-

lichen Merkmale vor Ausbeutung und Zerstörung zu schützen. Die Naturschutzbewegung nahm an Fahrt auf.

Traditionell sollten Naturschutzgebiete, Nationalparks und Wildtierschutzgebiete Rückzugsorte für die Natur sein, in dem sie abgeschottet und geschützt wird und die Art ausgeschlossen wird, die sich zuvor so verheerend auf sie ausgewirkt hatte – wir.

Was jedoch als verzweifelte Maßnahme begann, Orte angesichts der fast sicheren anthropogenen Zerstörung zu retten, funktionierte zwar kurzfristig, griff aber langfristig zu kurz. Während Naturschutzgebiete in einigen Fällen als nützliche Schutzräume für gefährdete Arten und Lebensräume dienen, als aus der Verzweiflung geborene Rückzugsorte, sind sie tatsächlich selten groß genug, um langfristig zu funktionieren.

Yellowstone mit seinen 9000 Quadratkilometern Wildnis erscheint vielleicht groß genug, um auf natürliche Weise zu funktionieren, aber nichts könnte der Wahrheit ferner liegen. Zwar mag es einem Menschen groß vorkommen, der ein paar Kilometer am Tag wandert oder in einer Welt aufgewachsen ist, in der wichtige Dinge fehlen, doch für einen einzelnen Wolf, Bär oder Vielfraß ist es eine Insel.

Sicher, eine Insel, die eine Weile funktioniert, aber genau wie eine Maschine mit unzähligen Einzelteilen kommt sie ohne mechanische Wartung irgendwann knirschend zum Stillstand. All die komplizierten Mechanismen, die wir gerade erst zu verstehen beginnen, müssen nämlich gepflegt werden. Wölfe oder Biber oder andere Schlüsselarten sind die ökologischen Ingenieure; wenn ihre Grundbedürfnisse nicht erfüllt werden und sie dem System verloren gehen, arbeitet das System früher oder später nicht mehr richtig und es bleibt nur noch eine unzusammenhängende Sammlung von Arten übrig, die nicht mehr miteinander in Beziehung stehen. Das ist das, was in recht starker Vereinfachung das natürliche Gleichgewicht genannt wird.

Wenn Wölfe oder Biber keinen Artgenossen aus benachbarten Populationen mehr begegnen können, was für die langfristige Erhaltung der Population ebenso notwendig ist wie ausreichend Lebensraum und Nahrung für ihre kurzfristige Erhaltung, dann ist das Spiel vorbei. Wenn ein Wolf, Bär oder Bison Yellowstone verlässt, trifft er unweigerlich irgendwann auf einen Menschen und wird erschossen. Denken wir nur an die Austernfischerküken zurück, die am Rand der Verkehrsinsel umhertorkeln: der Maßstab ist ein anderer und es geht nicht um ein Naturschutzgebiet, aber der Grund für die Bewegung und das Ergebnis sind genau dieselben.

Dieses größere Bild haben wir bis vor relativ kurzer Zeit nicht gesehen. Eine Philosophie der Topfpflanzen oder von Noahs Arche beherrschte bisher unsere Beziehung zu Tieren und Pflanzen, eine Art Zweierreihen-Mentalität, immer eine Art nach der anderen. Der traditionelle zoologische oder botanische Garten ist ein Sinnbild dafür, wie wir Naturschutz oft wahrnehmen – einige dieser Einrichtungen nennen sich denn auch Naturschutzorganisationen. Aber selbst diese gefangenen Populationen können isoliert nicht bestehen – darum geht es in den Zuchtregistern: eine Art von genetischer Integrität zu bewahren, so gut wir können, soweit unser etwas arrogantes Verständnis solcher Dinge eben reicht. Vor nicht allzu langer Zeit dachten wir noch, die 9000 Quadratkilometer in Yellowstone seien reichlich, aber inzwischen haben uns neue Technologien ein besseres Verständnis für die dynamische Natur und die umfassenden Raumanforderungen der Populationen vieler großer Tiere ermöglicht.

Die Wölfin Pluie war ein berühmtes Beispiel dafür. Mit fünf Jahren wurde sie eingefangen und mit einem Peilsender versehen. In nur neun Monaten durchstreifte das Tier mit dem Senderhalsband ein Gebiet, das über zehnmal größer war als